

kurz notiert**Wusstest Du schon...?****HRZ**

Es kann sinnvoll sein, eigene Leistungsdaten von der Lernplattform OLAT zu speichern. Viele Dozenten der Goethe-Universität nutzen die Lernplattform, um Begleitmaterial zu Seminaren, aber auch Aufgaben für Studierende bereitzustellen. Diese könnten in eine Bewertung am Ende des Semesters mit einfließen. Leistungsdaten, die in OLAT erzielt oder dort veröffentlicht wurden, kann jeder Studierende sehr einfach abspeichern. Diese Daten befinden sich auf der eigenen Home-Seite in OLAT, also unter dem Tab Lehren & Lernen, links im Menü unter Leistungsnachweise. Die hier erzielten Leistungen können auch als sogenanntes Artefakt im persönlichen ePortfolio abgespeichert werden.

www.rz.uni-frankfurt.de/olat

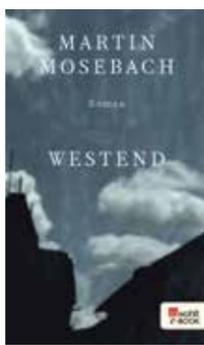
SAFE mit bestmöglicher Empfehlung

Der Wissenschaftsrat hat die Bewerbung des LOEWE-Zentrums SAFE als „exzellent“ bewertet und empfiehlt die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft ab 2020. Die finale Entscheidung über die Aufnahme wird die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz voraussichtlich im Zeitraum April/Mai 2019 treffen. Das Land Hessen hatte im September 2017 die Aufnahme des Forschungszentrums SAFE („Sustainable Architecture for Finance in Europe“) im House of Finance der Goethe-Universität Frankfurt in die Leibniz-Gemeinschaft beantragt. Nach Annahme der Bewerbung durch die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz war SAFE im vergangenen Jahr durch die Leibniz-Gemeinschaft und den Wissenschaftsrat evaluiert worden. Der Wissenschaftsrat berät die Bundesregierung und die Regierungen der Länder in Fragen der inhaltlichen und strukturellen Entwicklung der Hochschulen, der Wissenschaft und der Forschung. SAFE hat mit der Note „exzellent“ die bestmögliche Bewertung erhalten.

Forschungsinitiative »Inklusion im Spannungsfeld«

Wie wird das Prinzip der Inklusion auf den verschiedenen Ebenen unseres Bildungssystems umgesetzt? Wie gehen Lehrkräfte und andere Akteure im Bildungssystem mit den neuen Anforderungen um? Mit diesen Fragen wird sich eine länderübergreifende Gruppe von Forscherinnen und Forschern

befassen, die vom Verbund der Rhein-Main-Universitäten gefördert wird. Ziel ist letztendlich, eine DFG-Forschungsgruppe zu diesem Thema einwerben zu können. Sprecherinnen der Forschungsgruppe sind Prof. Diemut Kucharz (Goethe-Universität) und Prof. Karin Bräu (Johannes-Gutenberg-Universität Mainz). Mit den Fördermitteln aus dem RMU-Initiativfonds Forschung wird sich eine Pilotstudie zunächst die Bildungsadministration ansehen und untersuchen, wie die Problematik hier diskutiert wird. Das Projekt, das offiziell zum 1. April startet, erhält für zwei Förderjahre 118 000 Euro. Das Projekt überschreitet Landesgrenzen: Indem sowohl in Hessen als auch in Rheinland-Pfalz Daten erhoben würden, komme man zu länderübergreifenden Ergebnissen – echte Grundlagenforschung, die am Ende auch Hinweise ergibt, wie der Transformationsprozess am besten zu gestalten sei.

Frankfurt liest ein Buch 2019

Vom 6. bis 19. Mai steht der Roman „Westend“ von Martin Mosebach im Mittelpunkt des gemeinsamen Lesens in Frankfurt und der Rhein-Main-Region. Damit hat der Verein Frankfurt liest ein Buch e.V. in seinem Jubiläumsjahr einen der renommiertesten deutschen Schriftsteller gewonnen, der in Frankfurt tief verwurzelt ist. Im Zentrum von Martin Mosebachs Roman, am Beethovenplatz, ist in einer Etage des Universitätsarchivs zu sehen, wovon der Roman erzählt: die Kunst, Architektur und Alltagskultur, begleitet von zeitgeschichtlichen Dokumenten, die „Westend“ zu einer Chiffre der jungen Bundesrepublik und deren heimlicher Hauptstadt machten.

Die Ausstellung „ORTSTERMIN WESTEND“ findet vom 6. bis 19. Mai im Universitätsarchiv der Goethe-Universität, Dantestraße 9, statt; Kurator der Ausstellung ist Wolfgang Schopf.

Die Ausstellungseröffnung ist am 5. Mai (18.00 Uhr).

Goethe, Deine Forscher**ULRICH STANGIER, PSYCHOLOGE**

Für ihn heißt das Zauberwort „Perspektivwechsel“ – wenn es um seinen Beruf geht: Der Psychologie-Professor Ulrich Stangier forscht und lehrt in der Abteilung „Klinische Psychologie und Psychotherapie“ der Goethe-Universität, und sein Wirken spielt sich nicht nur am Schreibtisch und im Hörsaal/Seminarraum ab. Er behandelt jede Woche einige Patientinnen und Patienten, die an Depressionen, Angststörungen oder an psychosomatischen Beschwerden leiden: Für jeweils eine Stunde lässt er sich auf seine Patientinnen und Patienten ein, zeigt Empathie. „Für die Menschen, die bei uns Hilfe suchen, ist es wichtig zu wissen: Ihnen sitzt ein Therapeut gegenüber, kein Wissenschaftler.“ Das bedeutet aber auch, dass Stangier die Probleme, mit denen die Menschen zu ihm kommen, ein Stück weit an sich heranlässt.

Davon lässt er sich allerdings nicht aufzehren: Stets einen Punkt zu finden, an dem er sagt „bis hierher und nicht weiter“, das gelingt Stangier, indem er eben die Perspektive wechselt: von der empathischen, einfühlsamen Ebene auf die professionelle, therapeutische Ebene, auf der er Wissen abrufen, Störungen diagnostiziert und Symptome einordnet. „Ich bin gewissermaßen als Doppelagent unterwegs: Einerseits ergreife ich Partei für den Patienten, versetze mich in ihn hinein; andererseits muss ich seine Symptome und Defizite wahrnehmen – beides, weil ich ihm oder ihr helfen will.“

Marburg statt Stanford

Eine akademische Laufbahn ohne die Arbeit mit Patienten wäre für Stangier niemals vorstellbar gewesen, und das hat seinen wissenschaftlichen Werdegang entscheidend beeinflusst: Nach seiner Promotion an der Universität Marburg hatte er die Möglichkeit, als Postdoc an der kalifornischen Eliteuniversität Stanford zu forschen. „Aber da hätte ich keine Psychotherapeuten-Ausbildung machen können, und so habe ich mich entschieden, doch nicht nach Stanford zu gehen.“ Stattdessen arbeitete Stangier an einem wissenschaftlichen Projekt an der Marburger Uniklinik mit und absolvierte parallel dazu die fünf Jahre dauernde Ausbildung zum Psychotherapeuten – nach seiner Habilitation sowie einer Vertretungsprofessur in Siegen und einer Professur in Jena brachte ihm das letztlich 2008 die Professur an der Goethe-Universität ein.

Stangier ist in Deutschland geblieben, um sowohl zu behandeln als auch zu forschen. Unter anderem entwickelt er Ansätze weiter, die Patientinnen und Patienten im Bockenheimer Zentrum für Psychotherapie erfahren können: so etwa, wenn er untersucht, inwieweit moderne psychologische Therapieansätze Patienten mit chronischer Depression, sozialer Angststörung oder körperdysmorpher Störung (einem Leiden unter

eingebildeter Hässlichkeit) helfen. Außerdem bemüht sich Stangier, die Versorgung depressiver Menschen in Altersheimen zu verbessern, indem Therapeuten gemäß seinem Modell mit Pflegekräften und Ärzten effektiv zusammenarbeiten. Und er beschäftigt sich in einer speziellen Beratungsstelle mit Geflüchteten, denen kulturell angepasste Therapiemaßnahmen in ihrer Muttersprache angeboten werden.

Behandeln, forschen, weitergeben

Aber Stangier möchte nicht nur behandeln und forschen, sondern auch sein Wissen und seine Erkenntnisse an Jüngere weitergeben: „Die Lehre macht mir insbesondere dann Spaß, wenn ich mit motivierten Studierenden an einem Thema arbeite“, sagt Stangier, „deshalb mag ich besonders unser Forschungskolloquium, in dem Bachelor- und Masterstudierende sowie Doktorandinnen und Doktoranden ihre Arbeiten vorstellen. Die gemeinsame Diskussion wissenschaftlicher Ergebnisse und die Auseinandersetzung mit Theorien ist etwas sehr Befriedigendes.“ Bedauerlich sei, dass den Studierenden wegen der Konzentration auf Prüfungen und andere Leistungsnachweise oft die Zeit und Muße fehlt, sich intensiver mit der Wissenschaft auseinanderzusetzen. „Die Wissensvermittlung wird immer stärker digitalisiert, auf Kosten des persönlichen Kontaktes“, fügt er hinzu, „hierunter leidet oft die Studienqualität.“

Ein „digitaler Totalverweigerer“ ist Stangier indes nicht: So wie in andere Lebensbereiche werde die digitale Welt auch in die Psychotherapie eindringen, sagt er, „damit möchte ich mich in Zukunft mal intensiver beschäftigen.“ Beispielsweise gebe es schon Trainingsprogramme für depressive Patienten, in die gar kein Therapeut mehr involviert sei, und wenn doch ein Therapeut beteiligt sei, werde es vermutlich alltäglich, mit ihm oder ihr per E-Mail und per Skype zu kommunizieren. Ein anderer Plan ist es, die aus dem Buddhismus stammende Metta-Meditation in die kognitive Therapie zu integrieren. Und schließlich möchte Stangier seinen Blick und den Blick seiner Kolleginnen und Kollegen weiten: „Es wird so viel geforscht, wie man den Patienten helfen kann. Aber es gibt wenig Forschung darüber, wie Therapeuten das ihren Patientinnen und Patienten nahebringen können, da gilt gewissermaßen ‚der Therapeut, das unbekannte Wesen‘.“ Dieses „unbekannte Wesen“ befinde sich während einer Therapiesitzung in einer äußerst komplexen Situation, müsse eigenes Wissen abrufen, sich auf sein Gegenüber konzentrieren und ihm Wissen vermitteln, sowohl die pathologischen als auch die positiven Seiten des Gegenübers sehen. Ohne Perspektivwechsel könne das nicht gelingen.

Stefanie Hense